

barer Weise zu erhellen“ (470). Der Leser des Buches von H. wird somit in eine spannende Diskussion um metaphysische Grundfragen hineingeführt. Dazu kommt, daß das Buch bei aller Gelehrsamkeit und unvermeidbaren Weitläufigkeit niemals den roten Faden verliert. Es ist gut geschrieben, und sein philosophischer Ertrag lohnt die Mühe der Lektüre.

J. SCHMIDT S. J.

GOETHE, JOHANN WOLFGANG VON, *Zur Geologie und Mineralogie: von 1821 bis 1832.*

Ergänzungen und Erläuterungen. Bearbeitet von *Wolf von Engelhardt* unter Mitwirkung von *Dorothea Kuhn*: Materialien und Zeugnisse/Überlieferung, Erläuterungen, Anmerkungen, Register. (Die Schriften zur Naturwissenschaft, Zweite Abt., Band 8B, Teilbände 1 und 2). Weimar: Hermann Böhlau Nachfolger 1999. XXIV/1081 S./2 Taf.

Wer annimmt, über Goethes naturwissenschaftliche Schriften sei das Wesentliche bereits annähernd erschöpfend gesagt, kann sich durch die jüngst erschienenen Kommentarbände der so genannten „Leopoldina-Ausgabe“ (= LA) eines Besseren belehren lassen und darf sich auf die wenigen noch ausstehenden freuen (vgl. dazu die Besprechung von Band 8A/Reihe II in ThPh 74 [1999] 124 ff.). Band 8B der Zweiten Reihe liegt nun in zwei Teilbänden vor und breitet mit hohem Anspruch auf „absolute Vollständigkeit“ aus, was an Arbeitsmaterialien (ca. 60% bisher nicht publiziert) und biographischen Zeugnissen von den Herausgebern zu erreichen war. Damit reiht sich Goethes „Erdwissenschaft“ in seine Biographie und in die Wissenschaftsgeschichte seiner Zeit ein und kann so von beidem neue „Aufschlüsse“ auch im geologischen Sinn des Wortes geben. Beobachter und Beobachtetes, Subjekt und Objekt der Forschung erschließen einander im zeitlichen Prozeß des Erkennens.

Am besten liest sich der Band vom bescheiden so genannten „Überblick“ der Herausgeber über Goethes geologische Studien 1806–1832 her (901–944), der den entsprechenden Überblick für die Jahre 1755–1805 aus LA II, 7 (537–575) fortführt; die Kommentare zu den Texten ergänzen diese Einführung, selbst wenn sie für sich allein gelesen werden (zweiter Teilband). Nicht zufällig entsteht Goethes wissenschaftliches Hauptwerk, die „Farbenlehre“ von 1810, in kontroverser Rückbindung an den Jenaer Streit, den u. a. Schelling, Fichte, Reinhold und Hegel über die zukünftige Gestalt einer „Ersten Philosophie“ führten. Goethes Anteil daran geht entschieden über die administrative Verantwortung für die Jenaer Universität hinaus. Wieweit er nicht nur Nutznießer und Kritiker, sondern auch ideeller Anreger dieses Streites war, ist noch wenig geklärt. Eben dazu geben die Herausgeber von LA II, 8B die nötigen Materialien, auch wenn sie dabei nicht in erster Linie ein philosophiegeschichtliches Interesse verfolgen. Daß Goethe der „spekulativen Physik“ eines Schelling seine strikte, aber reflektierte „Anschauung“ entgegensetzt und sich schließlich jeder idealistischer Spekulation entzieht, bedeutet keinen Verzicht auf seinen nicht nur im naturwissenschaftlichen Werk erhobenen Anspruch, mit der Lehre vom (Ur-)Phänomen die Frage nach einer „Ersten Philosophie“ neu gestellt und beantwortet zu haben. Von diesem Anspruch her lesen sich auch die Texte und Materialien neu. Nicht das „fertige“ naturwissenschaftliche Werk gibt die Antwort, sondern der geschichtliche Prozeß seines Entstehens, denn auch sein Objekt hat eine Naturgeschichte, die wiederum nur in der Geschichte ihrer Erkenntnis zugänglich wird. Über die praktischen Fragen des Ilmenauer Bergbaus hinaus ist es dieses Erkenntnisinteresse, das Goethe von der nur beschreibenden Geognosie zur spekulativen Geologie treibt. Spekulativ ist daran seine symbolische (und von daher auch poetische) Anschauung der Dinge, die das Ganze im Kleinsten wahrnimmt. „Basalt“ und „Vulkanismus“ sind dann zugleich naturwissenschaftliche Begriffe und welterschließende Metaphern. Dieses dynamische Ganze der Erde entzieht sich mechanistischen Kategorien und Ursachen; es muß „genetisch“ beschrieben werden, indem sich der Beobachter in seine Beobachtung miteinbezieht und so zu den Urphänomenen gelangt. Solche Wissenschaft läßt sich von ihrem Subjekt nie trennen, mithin auch nicht von einem subjektiven Ethos: „Auch in den Wissenschaften ist alles ethisch, die Behandlung hängt vom Charakter ab“ (Tagebuchnotiz vom 15. 2. 1831: 724). – Auch wenn Goethe in der neptunistischen Schule Abraham Gottlob Werners (1749–1817) steht und das Wasser als formende

Kraft der Erde auffaßt, muß er den neueren Vulkanismus des Werner-Schülers Christian Leopold von Buch (1774–1853) und Alexander von Humboldts nicht gänzlich zurückweisen. Seine wechselnden Theorien zum Kammerberg bei Eger (810ff.) zeigen, daß er nicht nur jeden „Atomismus“ ablehnt, der kein Werden zuläßt (869), sondern auch die Dogmatiken von Neptunismus und Vulkanismus gut kantisch hinter sich läßt (877; ihre Frontstellung sei eine regelrechte „Antinomie“: 912; vgl. 928, aber auch 737 u. 775). Statt „Induktion“ fordert er „Analogie“ (878). Die vergleichende Anschauung haftet am Gegenstand (822), ja sie betont „Recht und Pflicht“, sich zunächst auf lokale, anschauliche und gegenständliche Erklärungen überhaupt zu beschränken. Damit erfüllt die Naturwissenschaft ihre „Pflicht“, die „Rechte der Natur zu sichern“. Der Naturforscher und Jurist Goethe behandelt sie gewissermaßen als eine juristische Person mit dem Recht, „dieselben Zwecke durch verschiedene Mittel erreichen zu können“. Dieses Wort gegen die „Erklärungssucht“ der Geologen (839) variiert den Grundgedanken von Goethes Aufsatz „Kautelen des Beobachters“ (1792/1798), der als seine „Wissenschaftslehre“ der eigentlichen Farbenlehre vorangeht. Dabei kommt auch, zugleich mit der Selbstbeobachtung und -bescheidung des wissenschaftlichen Subjektes, die Geschichtlichkeit der Wissenschaft in den Blick, die nicht in einsinnigem Fortschritt, sondern in der fortschreitenden Wiederholung bestimmter Erkenntnismuster besteht („Je mehr man kennt, je mehr man weiß, / Erkennt man, alles dreht im Kreis [...] Will mich jedoch des Worts nicht schämen: / Wir tasten ewig an Problemen“: aus den „Zahmen Xenien“ von 1825, hier 869). Von einer Geschichte der geologische Ideen ist die Rede (936), und ein „geologisches Thermometer“ soll als anschauliches Schema die erdgeschichtlichen Theorien in Beziehung zueinander und zu ihren Objekten stellen (939; vgl. 105, 146). Neue Hypothesen oder Theorien dagegen ersetzen zunächst nur ein Problem durch ein anderes (891 f.; vgl. 724), statt das Phänomen zu wahren. Das ist Goethes Vorbehalt gegenüber Humboldts Vulkanismus, darin merkwürdig parallel zu seiner harten Polemik gegen Newtons Spektralanalyse (923). Goethe besteht im Unterschied zum zeitgenössischen geologischen Diskurs auf seiner „Vorstellungsart“. Er beansprucht gerade nicht, unmittelbar von den Sachen selbst zu sprechen (905), und er schreitet wie in seiner „Morphologie“ „vom Totaleindruck zur Beobachtung der Teile“ fort (ebd.). Auch seine Sprache realisiert dieses Recht der Gegenstände gegenüber dem forschenden Subjekt, wenn er sie ihm als eigenständige Subjekte entgegentreten läßt (904). Was ihn also von den Geologen seiner Zeit unterscheidet, ist nicht die kantische Skepsis allein, sondern das besondere Ethos dieser Naturwissenschaft, die einen durchgängigen philosophischen Anspruch erhebt. Im Unterschied zur „spekulativen Physik“ Schellings (1797) stellt er allerdings die Anschauung über den Begriff und verzichtet auf mathematische bzw. transzendentalphilosophische Behandlung der Gegenstände (630 bzw. 660). Das eine trennt ihn von den „exakten“, das andere von den „spekulativen“ Wissenschaften (vgl. Goethes späte Äußerung über seine Nähe und Ferne gegenüber Hegel: 749), sodaß er seinen dritten Weg abseits von Natur- und Geisteswissenschaften im herkömmlichen Sinne geht.

Die Materialien und Zeugnisse im ersten Teilband bieten eine Fülle von Anhaltspunkten für dieses Bild des Naturphilosophen Goethe. Sie zeigen, daß seine „Naturstudien [...] geistig zwar immer zusammenhängend, in ihrem Vorschreiten aber immer desultorisch“ waren und auf ein System prinzipiell keinen Anspruch geltend machen wollten (so brieflich eine Woche vor seinem Tod: 783). Er nimmt J. C. F. Heinroths in dessen „Lehrbuch der Anthropologie“ (1822) geprägten Begriff des „gegenständlichen Denkens“ gern auf. Was er ausspreche, habe er „wiederholt und anhaltend geschaut“, es sei „Bekanntniß“ und behaupte „die Rechte meines gegenständlichen Denkens“ (1823: 52). Eben dieses Denken kann kein Urphänomen fixieren, um bei ihm „zu verweilen und sich an demselben mit verehrender Resignation zu begnügen“; so ließen sich die Urphänomene wohl in der „allgemeinen Naturlehre“ finden, „in der besonders sie zu bezeichnen möchte schwer werden“, d. h., sie abgezogen („abstrakt“) vom Subjekt und seiner zeitlichen Erfahrung zu objektivieren. Ergebnisse lassen sich allenfalls im Schema veranschaulichen. Diesem Ziel dienen das genannte „geologische Thermometer“, das geologische Theorien nach Temperaturen ordnet, und die geognostische Karte Deutschlands (189), um deren Kolorierung sich Goethe nach den Prinzipien seiner Farbenlehre be-

müht (203; vgl. Tafel I im zweiten Teilband). Tabellen und Schemata, die sich auch sonst häufig bei Goethe finden, verbinden die anschauliche Gegenständlichkeit mit dem Muster einer zeitlichen Abfolge oder Beziehung. Sie vermeiden induktive Hypothesen (und ihre vielbeklagte Voreiligkeit: 319ff.), um statt dessen Analogien sichtbar zu machen. Sammeln und Ordnen erschöpfen sich daher nicht in bloßen Materialien, sondern deren Ordnung, die nicht nur hypothetisch von außen an sie herangetragen wird, ist selbst Goethes Erkenntnisziel – gleich, ob er die Edelsteinsammlung seines Herzogs ordnet (234f., 245) oder eine Folge von Gegenständen als „Bilderreihe, wie Banquos Könige [Shakespeares *Macbeth*, IV/1], an uns vorüberzieht, die Vergangenheit wird lebendig und stellt sich uns dar“ (352). Eine „leitende Idee [...], die mich durch dieses Labyrinth hindurch zu führen und ein der höheren Anschauung korrespondierendes Wahre mir zu entwickeln vermocht hätte“ (ebd.), sei ihm hinsichtlich der Bildung der Erdoberfläche nicht aufgegangen. So notiert er im Marienbader Sommer von 1823 einiges zur *Kritik der geologischen Theorie* des Bonner Mineralogen Karl Wilhelm Nose (1753–1835) und bedenkt die Antinomien geologischer Vorstellungsarten (360; als M 39: 64–72; er moniert Humboldts Mangel an „höherer Methode“ (391) und betont, daß er selbst nur durch „Ableiten“ von einem „prägnanten Punkt“ her Zusammenhänge herstelle – wobei dieser „Punkt“ selbst „Vieles freiwillig aus sich hervorbringe und entgegen trage“ (406). Ein Goethisches Grundwort prägt dabei die verschiedensten Konstellationen: „Problem“ bzw. „problematisch“ als eben das Unauflösliche oder „Unerforschliche“, welches zwischen den hypothetischen Lösungen liegen und dort auch liegenbleiben solle (450; vgl. 513, 527, 546, 594, 621, 706, 710). Mit dem „Positiven“ der Forschung, das Goethe „wenn nicht zur Erbsünde, doch wenigstens zur Erbeigenheit rechnen möchte“, müsse „man es nicht so ernsthaft nehmen, sondern sich durch Ironie darüber erheben und ihm dadurch die Eigenschaft des Problems erhalten“ (513). „Die größte Kunst im Lehr- und Weltleben besteht darin, das *Problem* in ein *Postulat* zu verwandeln“ (621), nicht in eine vorgebliche Erkenntnis. – Solche Äußerungen scheinen viel von dem vorwegzunehmen, was spätere Wissenschaftskritik der jüngsten Zeit ähnlich sagt. Wie sie zu verstehen und insgesamt zu bewerten sind, bleibt aber immer noch zu klären: sowohl im zeitgenössischen Kontext von Goethes Forschungen, wozu LA II, 8B die unverzichtbare Basis bildet, als auch im Kontext seines Denkens insgesamt. Hier liegt die philosophiegeschichtlich reizvolle Aufgabe, Goethes Rolle im Streit um die Gestalt einer Ersten Philosophie zu klären, der nicht zufällig zeitlich und räumlich parallel zur Entstehung seiner „Farbenlehre“ verläuft und auch seine Ideen zur Erdgeschichte beeinflusst.

LA II, 8B liefert Materialien (mit genauer Beschreibung der Überlieferung nebst Anmerkungen) und Zeugnisse in akribischer Bearbeitung. Allein die Zusammenstellung bildet einen neuen Kontext des Verstehens. Die Erläuterungen des zweiten Teilbandes bieten in gewohnter Genauigkeit auch die Lesarten der einzelnen Texte, geben eine Übersicht des Kontextes sowie in kleinerem Druck Erklärungen von Einzelstellen. Vorzüglich sind Personen- und geographisches Register: während das erstere ausführlich Daten zu Leben und Werk bietet, hilft das letztere dazu, Orte aufzuspüren und die Anschaulichkeit von Goethes geologischen Texten (deren Gesamtverzeichnis am Schluß des Bandes) lokal nachzuvollziehen.

P. HOFMANN

HAUSKELLER, MICHAEL, *Vom Jammer des Lebens*. Einführung in Schopenhauers Ethik (Beck'sche Reihe; 1274). München: Beck 1998. 134 S.

Der vorliegende Essay, der mit dem Schopenhauerpreis „Arthur Hübscher“ ausgezeichnet wurde, hat vier Kapitel. Im ersten (*Vom Jammer des Lebens*, 7–29) betont H., wie sehr Schopenhauer eine Metaphysik der Erfahrung entwickelt hat. Den echten Philosophen erkennt man daran, daß er seine Probleme nicht aus Büchern oder abstrakten Überlegungen gewinnt, sondern aus dem Anblick des Lebens und der Welt. Irgend etwas an dieser Welt ist dem Philosophen „rätselhaft“. Diese Rätselhaftigkeit beunruhigt und verstört ihn; er ist bestürzt. Rätselhaft dürfte Schopenhauer vor allem sein eigenes Leben gewesen sein. Seine Lehrtätigkeit in Berlin gibt er auf, weil er keine Hörer hat. Immerzu hat er mit seinen Verlegern Streit, denen er vorwirft, sie täten nicht genug für